

Integration

Autor(en): **Stauber, Jules**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **105 (1979)**

Heft 10

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Schreiben

Nein, so hat es keinen Sinn mehr, das Schreiben ist sinnlos geworden, sinnentleert: die Wirklichkeit ist längst nicht mehr das, was sie einst war. Nur keine Geschichten, bitte! Dieses ekelhafte Personenarsenal, das als wildgewordener Pferdepulk durch die Handlung hetzt, eine Handlung, die unentwegt fortlaufen muss und dennoch einen Schluss haben sollte – grässlich. Viel wichtiger ist, den Leuten einmal zu beschreiben, wie das ist mit dem Schreiben, was für innere Kämpfe dabei ausgefochten werden, wenn man sich selbst begegnet, die Pistole auf die eigene Brust richtet. Oder wenn die Sehnsucht einen davonträgt wie weiland die Gebrüder Montgolfier, während unter den Füssen das Feuer lodert.

Ja, früher, da floss das Herz noch in die Feder, jetzt fliesst nichts mehr, bloss der Wagen der Schreibmaschine bewegt sich, mechanisch. Und man kann darauf nicht verzichten. Wie recht hatte Galilei, als er sagte: Und sie bewegt sich doch!

Meine Fingerkuppe schlägt eine Taste an, der Typenhebel schnell nach oben und gräbt den Buchstaben durch das Farbband aufs Papier wie eine Rune. Und wenn meine Gedanken fliegen, rattert die Schreibmaschine, als wäre sie ein Maschinengewehr. Das kann nur ein harter Knüller werden. Achtung, Feuer! Piff, paff, puff! Rififi! Wie unendlich schwer muss es ein Lyriker haben; brutal gestaltet sich die Umsetzung seines Verses mit dem Mittel der Schreibmaschine. Der Dichter kann ja auch mit der Feder oder dem Bleistift schreiben, werden Sie, verehrter Leser, sagen. Richtig. Und falsch! Welcher Verleger beziehungsweise Lektor will sich noch die Mühe nehmen, ein Manuskript (Manus = die Hand) zu lesen. Das war einmal. Heute werden nur noch Typoskripte angenommen. Darum wird auch der Lyriker auf die Schreibmaschine nicht verzichten können. Und daran leidet er, geht vielleicht zugrunde wie eine Pflanze, der man das Licht entzogen hat. Wie kann man nur mit der Schreibmaschine die Worte schreiben: Schmetterling, deine Flügel sind nichts als ein Hauch Vergänglichkeit. Das Geklapper verspottet die Zartheit jeder Zeile. Wer würde schon mit einem Beil rote Astern schneiden?

Es gibt nur einen Weg, diesem schrecklichen Zwiespalt auszuweichen: die Flucht. Flucht in sein Innenleben, in das Innerste der eigenen Seele, und die Maschine als einzige Wirklichkeit anerkennen, als Gegenpol im Dualismus zwischen Empfindung und Realität. Der lange Marsch in die Abgründe der inneren Verzweiflung ist allerdings die reinste Hölle, gepflastert mit den spitzen Steinen des Konjunktivs.

Da rettet mich kein Donald Duck mit seiner Unschuld, und kein Bambi äugt mich vertrauensselig an. Sobald ich an der Schreibmaschine sitze, wachsen draussen die Sträucher und verbergen, was meine Augen noch hätten sehen können. Das eingespante weisse Papier blendet mich vollends, eine Folter, die ich niemandem wünsche. Durch das Verlies meiner Hirnwindungen kriecht eine elende Vergangenheit, die für immer eingeschlossen in diesem Labyrinth hausen muss, die überall mitzunehmen ich gezwungen bin, bis einmal der Hass auf sie so gross wird, dass ich meinen Kopf an der nächsten Hausmauer zerschmettere. Ja, das Schreiben verändert, früher gab es noch die Landschaft der Handschrift, heute ist alles eine gleichgültige Fläche, eingegraut wie das Sa-

tellitenbild, eine trostlose Wetterkarte.

Meine Fingerkuppen schmerzen. Dies ist das Zeichen, dass ich auf der Schreibmaschine geschrieben habe, stundenlang. Auf einmal kehrt sich der Hass nach aussen, ich schleudere die Schreibmaschine durch das Fenster auf die Strasse hinunter und weine nachher wie ein Kind, das seine geliebte Puppe zerfetzt hat.

Darum vielleicht ist das Schreiben so schwer. Zum Schluss steht alles endgültig auf dem Papier, und ohne Vernichtung kann ich die Wörter nicht mehr ungeschehen machen, ja selbst dann sind sie noch in mir. Die Innerlichkeit ist mein Verhängnis. Wie leicht hatte es Gary Cooper, damals im Zeitalter des «High Noon»: ein Schuss, und alle Fragen waren gelöst. Päng, päng!

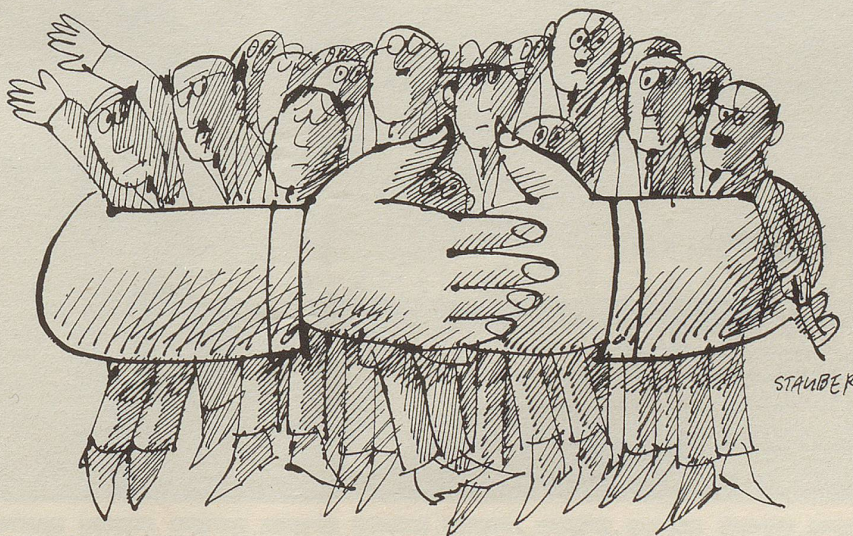
HEINRICH WIESNER

Kürzestgeschichte

Die Antwort

Als sich Junglehrer H. R. um eine Lehrstelle bewirbt, wird er von der Schulkommission gefragt: «Wie stehen Sie zu den A-Werken?»

«Keine Frage!» ruft der Kandidat aus. Worauf die Frage folgt: «Wie stellen Sie sich zur Landesverteidigung?» «Keine Frage!» ruft der Kandidat noch lauter, denn er möchte ja gewählt werden.



Integration